

Das Haus am Meere.

Roman von Marie Romany.

(Fortsetzung.)

In wildem Zorn lachte auch jetzt Herr Schwaiger auf, obgleich ihm, der nun schon zwei Jahre in der Großstadt lebte, dieser Umstand nicht mehr so verletzend sein konnte. Dem Amerikaner aus den Staaten, dem Yankee, als welcher Mr. Robertson allseits bekannt war, gilt der Deutsche nicht viel, auch dann nicht, wenn dessen Name in der Heimat einen guten Klang hat. Denn wenn auch Herr Robertson mit europäischen Verhältnissen wohl bekannt war, so wußte er zur Genüge, daß schon mancher Sprosse edler deutscher Familie in den Staaten erbärmlich zu Grunde gegangen war. Denn nur wenigen lächelte ja das Glück so, wie es durch Miß Robertson Herrn Schwaiger zu teil geworden war. Nicht jeder besaß die moralische Kraft und Charakterstärke, um den Gefahren und Ansprüchen von New-York die Stirne zu zeigen. Darum verletzte ihn auch Herrn Robertsons Hohn nicht so tief, wie es unter anderen Verhältnissen der Fall gewesen sein würde, obgleich diese letzte Scene wieder einmal mit aller Kraft an seinem Stolz rüttelte.

Aber Ellen! Das war sein Trost. Sie liebte ihn um seiner selbst willen, dessen war er jetzt sicher. Gewiß, er galt ihr mehr, als jedes Glück, welches ihr in den Staaten durch eine Heirat entgegengebracht werden konnte.

Ruhelos schritt er in seinem Zimmer hin und her. Sein Hirn quälte sich mit Gedanken über eine Position, deren er doch nicht Herr werden konnte, bis er jedesmal wieder vor derselben ihn umgebenden Unmöglichkeit stehen blieb.

Plötzlich weckte ihn der Ton der Hausglocke aus dieser Träumerei. Es war nahezu Mitternacht und also die Annahme ausgeschlossen, daß es noch irgend ein Besuch sein konnte; er öffnete daher ein wenig die Thür und horchte hinaus. Ein eigentümliches Gefühl, dessen er sich nicht erwehren konnte, sagte ihm, daß dieser Glockenton mit ihm und seinem Geschick in Verbindung sei.

Es währte nicht lange, so kamen doppelte Schritte die Treppe herauf, und bald erschien Jack, einen Telegraphenboten führend und eilte mit freudiger Miene direkt auf ihn zu.

„Eine Depesche für Sie, Mr. Schwaiger!“ rief er schon aus der Entfernung. „Zu so später Abendstunde muß das von großer Wichtigkeit sein!“

Der Bote trat indessen näher und übergab das Papier. Herr Schwaiger, in der Vorahnung, daß der kleine Zettel etwas enthalte, was sein Geschick in diesem Hause besiegele, warf mit Hast dem Boten eine Münze hin und zog dann ebenso hastig die Thüre seines Zimmers wieder hinter sich zu.

„Eine Depesche aus Wien!“

Herr Schwaiger stammelte nur, was ihm in der Erregung auszusprechen nicht möglich schien. Eine düstere Ahnung beschlich ihn. Wie im Traume riß er das kleine Papier auseinander und starrte auf die wenigen kurzen Worte, die ihm vor die Augen traten: „Felix tot — eine Tochter geboren. Komm sofort nach Wien zurück. Brief folgt nach.“

Wie geistesabwesend starrte Herr Schwaiger auf das Papier; er mußte sich auf das Kanapee gleiten lassen, um die Haltung nicht zu verlieren. War das die rächende Hand des Himmels, die das Schicksal auf diese Seite geleitet? War es die Vergeltung für das, was ihm in der Heimat angethan worden war?!

Tante Therese hatte — o, gewiß in der Ueberwallung der Gefühle — diese Mitteilung in der höchsten Eile ihm über das Meer herübergeschickt; ihr Herz fühlte dabei nur den einen Gedanken, daß nun die Leidenszeit für ihn überstanden, daß für ihn, dem so hart Geprüften, nun eine glänzende Zukunft in Bereitschaft lag. Wie freudig mochte ihr Herz gezittert haben, als sie diese kurzen Worte abzuschicken im stande war. Mit welcher Sehnsucht mochte sie die von ihm kommende Antwort erwarten. Mit welchem Entschlusse würde nicht er selbst ohne weiteren Verzug die Rückkehr angetreten haben, wenn nicht sein Herz —

Herr Schwaiger brach den Gedankengang ab. War es denn für ihn überhaupt möglich, das Glück, welches ihm aus Ellens Blicken entgegenstrahlte, zurückzulassen, um allein, im Herzen vereinsamt, in den stolzen, heimatlichen Besitzungen, weit über dem Meere, allein zu sein? Wie ein unglaubliches Märchen erschien ihm dieser Gedanke.

„Nein,“ rief er, „und koste es den Besitz, den der Himmel in seiner Vergeltung nun auf mich übergehen läßt, ich bleibe! Und müßte ich die Verwaltung der Fabriken in andere —“

Er brach wieder ab. Das Testament des Vaters trat nun wiedermit seinen klaren Bestimmungen vor seine Augen. Er bog den Kopf rückwärts und vertiefte sich in ein Labyrinth von Möglichkeiten, davon er jede einzelne prüfte, bis er den Faden endlich ganz verlor und ihm dieser Wirrwarr von Wahrscheinlichkeiten und aufsteigenden

Die Eisenbahnbrücke zwischen Straßburg und Kehl. Nach einer Photographie von G. F. Wallrapp.

Gedanken auseinanderzulegen endlich peinlich ward. — Er sprang auf, durchmaß ein paarmal mit kurzen Schritten das Zimmer, trat dann an die Thüre, um hinauszuschauen, ob die Dienerschaft noch nicht zur Ruhe gegangen wäre, und da das Treppenhaus noch in heller Erleuchtung strahlte, zog er die Glocke, die Jack herbeirief.

„Ich habe einen Auftrag für Dich, den Du morgen in erster Frühe ausrichten wirst, mein Junge," sagte er in freundlichem Ton zu dem Negerburschen, der herbeigeeilt war. „Du wirst, so früh es angeht, an Bolton bestellen, daß ich Herrn Robertson in wichtiger Angelegenheit und in Gegenwart seiner Tochter um eine Unterredung ersuche."

„Ganz recht," machte Jack, indem er einen mehr als neugierigen Blick über das Zimmer warf.

„Die Antwort bringst Du mir sofort herauf, wenn Du sie von Bolton erhalten hast. In das Bureau fahre ich dann erst später. Nun?" machte er, da Jack, der weiteres zu hören hoffte, noch nicht antwortete.

Der Negerbursche versprach, seinen Auftrag mit Pünktlichkeit auszuführen, komplimentierte und zog die Thüre hinter sich zu.

„Der Augenblick der Entscheidung ist gekommen!" rief Herr Schwaiger, indem er ans Fenster trat und mit gefalteten Händen die Augen zum Himmel erhob. „Hilf mir, Gott, in dieser gewichtigen Stunde! Der deutsche Edelmann ist es jetzt, der Ihnen gegenübertritt, Mr. Robertson," fuhr er fort, indem er den Blick wieder senkte; „es verlangt ihn nicht nach Ihrem Reichtum. Er bedarf nicht Ihrer glänzenden Stellung! Er will nichts von Ihrem Ansehen, nichts von dem, was ihn groß und angesehen machen könnte in den Staaten. Um ein Kleinod nur bittet er, es mit in seine Heimat zu nehmen, und dieses Kleinod will er hätscheln und pflegen. Er bittet Sie um — Ihr Kind!"

13.

Das stattliche Haus Robertson erfreute sich einer Ausdehnung, wie nur wenige der reichsten und elegantesten Häuser von New-York sie aufzuweisen hatten, und der daranstoßende Park war von einer Ueppigkeit, daß er jedem Fürstenschloß zur Zierde gereicht haben würde. Im unteren Geschoß des Hauses befanden sich die Wohngemächer und der Speisesaal; dahinter lagen die Privatgemächer des Hausherrn. Im ersten Stockwerk lagen die Gesellschaftsräume und Miß Ellens Schlafzimmer und Boudoir. Im zweiten Geschoß wohnte der Geschäftsführer und waren die für die verschiedenen häuslichen Zwecke bestimmten Arbeitszimmer miteinander verbunden; während das Dachgeschoß nur die Stuben und Kammern der verschiedenen Bediensteten vom Hause aufwies.

Die Privatgemächer des Herrn Robertson waren seinem eigenen Wunsch gemäß nach hinten gelegen, da ihm bei seinem körperlichen Leiden das Geräusch der Straße störend war. Durch die Fenster blickte man in die üppige Schönheit des Parks, was zur Sommerzeit die an sich so reich ausgestatteten Räume paradiesisch schön erscheinen lassen mußte.

Der Besitzer all des Glückes empfand jedoch keine Freude mehr an alle der ihn umgebenden Pracht; das nun schon fast zwanzig Jahre währende Leiden hatte seine Empfindung abgestumpft und sein Herz für die Schönheiten des Lebens unzugänglich gemacht. Es gab nichts mehr auf der Welt, was ihn beseligen konnte, als glücklich angelegte Spekulationen, als Geld und Geldgewinn und die unverrückbare Feststellung seines so hochgeschätzten Namens; hierfür mit der größten Schroffheit einzutreten war er selbst während seiner Krankheit stets in Bereitschaft gewesen; alles andere war ihm gleichgültig.

Bei dieser Anschauung hatte natürlich auch die Scene am Klavier auf ihn den schlechtesten Eindruck gemacht; seine Entdeckung, daß Ellen, sein Stolz, sein Kind, sein einziges Kind, das er in denselben schroffen geldaristokratischen Ansichten erzogen hatte, wie er selbst sie besaß, den armen deutschen Clerk, wie er ihn nannte, liebe, hatte auf seinen Gesundheitszustand den schlechtesten Einfluß gehabt.

Als der nächste Tag anbrach, war es ihm unmöglich, sich wie die vorhergegangene Zeit, gestützt auf Krücken, auf den Beinen zu halten; eingewickelt in Decken, die nur denkbar schlechteste Laune zur Schau tragend, saß er in seinem Lehnstuhl und nahm oberflächliche, vulgäre Berichte aus seinem Geschäftsleben an.

Ihm gegenüber saß Ellen als Vermittlerin der Nachrichten und Berichte, die ihrem Vater vorgelegt waren. Sie war ernst und ihre Miene zeigte sich fast so verschlossen, wie diejenige Herrn Robertsons; kein Zug, keine Bewegung verriet die Leidenschaft, von welcher jede Ader ihres Sinns angefüllt war.

Als dem Kranken der Wunsch des Geschäftsführers, eine Unterredung betreffend, mitgeteilt wurde, zog er die Schulter in gleichgültiger, beinahe verletzender Art; was konnte denn der Geschäftsführer ihm so Besonderes mitzuteilen haben? Im ungünstigeren Falle war sein Wunsch eine Anmaßung. Dennoch gab er Befehl, daß Herr Schwaiger hereingeführt werden solle.

Ellen dagegen, als sie hörte, daß Herr Schwaiger eine Unterredung mit ihrem Vater in ihrer Gegenwart wünsche, wurde von einer sie peinigenden Angst erfaßt. Sie glaubte nicht anders, als daß er die Scene des gestrigen Abends berühre; sie hätte ihn abhalten mögen von dieser ihr so verhängnisvoll dünkenden Unterredung, aber es lag nicht im Bereich ihrer Möglichkeit.

Endlich meldete Bolton und führte Herrn Schwaiger herein. Ellen erglühte; Mr. Robertson dagegen setzte sich in eine geschäftsmäßig stolze, gegen den Eintretenden herablassende Position.

Ruhig, wenn auch nicht so fest und selbstbewußt, wie es sonst seine Art war, trat Herr Schwaiger herein. Er war in einen tadellos schönen Gesellschaftsanzug gekleidet, den Hut hielt er in der Rechten; er grüßte zuerst Ellen, dann Herrn Robertson und trat auf dessen Aufforderung weiter vor.

„Sie wünschten mich zu sprechen?" begann der Hausherr in einem Ton, der beinahe verletzend genannt werden konnte. „Was haben Sie zu berichten?"

Herr Schwaiger, ganz entgegengesetzt zu seiner früheren Art, schien durch diesen Ton nicht mehr im geringsten verletzt zu sein.

„Gewiß, Mr. Robertson," erwiderte er gelassen; „ich erlaubte mir, um eine Unterredung zu bitten. Eine gestern abend aus meiner deutschen Heimat an mich gelangte Nachricht hat, obgleich dieselbe an sich betrübend ist, einen vollständigen Umschwung in meinen Verhältnissen hervorgerufen, und da ist es wohl meine Pflicht, daß ich Sie davon in Kenntnis setze, weil diese Verhältnisse mich zwingen werden, den bis jetzt versehenen Posten eines Geschäftsführers Ihrer Firma niederzulegen."

Mr. Robertson, obgleich ihn diese Mitteilung im Innern schwer verdroß, gab sich den Anschein, als ob ihn dieser Bericht des vor ihm stehenden Geschäftsführers kaum aufrege.

„Sehr gut, mein Herr," brachte er anscheinend gelassen über die Lippen. „Sollten Sie nähere Mitteilungen über die Sache haben, dann bitte ich sofort darum."

Ellens Blicke hingen mit ängstlicher Spannung an jeder Bewegung des jungen Mannes, der, die beißenden Worte des Amerikaners ganz außer acht lassend, mit Geschmeidigkeit fortfuhr: „Ein Telegramm aus meiner Heimat zeigt mir den Tod meines älteren Bruders an. Mein einzigen Bruders," verbesserte er sich. „Und da zufolge eines bestehenden Testaments die ausgedehnten Fabriken und Eisenwerke nur auf männliche Glieder der Familie forterben dürfen, so hat mich, da mein Bruder nur Töchter hatte, dieser Tod zum Erben all der reichen Fabriken und Werke gemacht. Ich bin daher gezwungen, um meine Entlassung zu bitten; die Pflichten, die ich meiner Heimat schuldig bin, überheben mich der Pflichten, denen ich mich als bezahlter Geschäftsleiter einer mir fremden Firma hier unterzog."

„Fremde Firma?" stotterte Ellen. Sie starrte wie abwesend auf Herrn Schwaiger und schien kaum im Bewußtsein über das, was sie sprach.

„Doch möchte ich nicht in meine Heimat zurückkehren," fuhr dieser mit zunehmender Wärme fort, „ohne die Gewißheit zu haben, daß ich," — er stotterte in der glücklichen Erregung — „in dieses Haus zurückkehren darf, daß ich mir, wenn ich meine Verhältnisse in Wien festgelegt haben werde, das Teuerste, das einzige Glück für mich auf dem Erdenrund, in meine Heimat abholen darf!"

Er hatte sich, wie um die Antwort früher aus dem Munde des alten Mannes zu holen, vorgebeugt, und seine Augen hingen mit ängstlicher Spannung und doch so strahlend in Glückseligkeit an der Miene des Greises, der seinerseits nur einen Ausdruck kalten, geschäftsmäßigen Erstaunens zur Schau trug. Herr Schwaiger übersah dies; er gedachte auch nicht mehr der beleidigenden Scene vom gestrigen Abend; die höhnischen, verletzenden Worte des alten Mannes waren vergessen, denn sein Herz war ja einzig angefüllt mit dem Glück, welches er von Mr. Robertson erflehte, und er legte die ganze Innigkeit seiner Empfindung in seinen Ton, als er fortfuhr: „Sie haben die Entscheidung über mein Schicksal und über das Geschick Ihres Kindes; Sie haben auch die Ueberzeugung, daß ich Ihr Kind liebe, mit aller Glut liebe, deren ein Mann fähig ist. Legen Sie die Hand Ihrer Tochter in die meine und vertrauen Sie, daß Ihre Tochter mit mir glücklich sein wird!"

Ellen hatte sich erhoben und war an die Seite des Vaters getreten; liebkosend streichelte sie die dünnen Haare des alten Mannes und legte dann ihre Hand in die seinige, gleichsam wie eine Aufforderung, nach Herrn Schwaigers Bitte zu handeln. Doch unsanft, mit nicht zu unterschätzendem Grimm stieß Mr. Robertson sie von sich und wendete sich mit eisiger Schroffheit an Herrn Schwaiger, indem sein Blick dem jungen Mann bedeutete, sich aus seiner allzu gewagten Annäherung zurückziehen.

„Mir scheint, daß Ihr so plötzlich errungenes Glück Ihnen ins Hirn gefahren ist!" rief er mit rauher, metallhart klingender Stimme. „Sie haben wohl nicht recht überlegt, was Sie da von mir begehren; denn wenn Sie mir zumuten würden, ich solle Ihnen eine Leiter

bis in den Himmel bauen lassen, so wäre dies früher möglich, als daß Ihnen meine Tochter in Ihre deutsche Heimat folgt!"

„Vater!" brach Ellen erschrocken hervor. „Das ist nicht Dein Wille, kann Dein Wille nicht sein, da Du weißt, daß ich ihn liebe. Da Du weißt —"

„Still!" gebot Mr. Robertson streng. „Ich weiß genug, um Dir eine Heirat mit Herrn Schwaiger von so und so zu verbieten. Erspare Dir nur alle weiteren Geständnisse, da meine Ansicht dadurch doch nicht geändert wird. Gegen die Person des Herrn Schwaiger habe ich nicht das allergeringste; im Gegenteil, es wäre undankbar von mir, wenn ich die Dienste nicht anerkennen wollte, die er Dir und meinem Hause geleistet hat. Wünscht er dafür eine Extrahonorierung, so will ich sie geben; er verlange die Summe; ist sie nicht übertrieben, dann sage ich gewiß nicht Nein dazu. Ich freue mich auch, daß ihm das Schicksal die Gunst erzeigt, ihn auf eigene Füße zu erheben; aber das alles greift nicht in meine privaten Verhältnisse hinein."

„Das, was Sie soeben von mir verlangten, mein Herr," wendete er sich direkt an Herrn Schwaiger, „gehört zu den Unmöglichkeiten; zu derartigem gebe ich meine Einwilligung nie! Die Leidenschaft und vielleicht auch der Gedanke, bald allein in Ihre deutsche Heimat zurückkehren zu müssen, trieb Sie zu einem Vorschlag, der bei ruhiger Ueberlegung nur als Luftschloß, als Hirngespinst erkannt werden kann; als Mann von Geist und in Respektierung meiner Prinzipien müssen Sie das, wenn Sie ruhig darüber nachdenken, auch begreifen; und Sie treten dann von selbst von Ihrem voreilig gefaßten Plan zurück. Das ist mein letztes Wort," fügte er hinzu.

Herr Schwaiger hatte Mr. Robertson während dieser Auseinandersetzung angestarrt, als ob er träume; nun aber, da der Greis geendet hatte und sich wie siegegekrönt in seinen Sessel zurückwarf, richtete sich der junge Mann hoch auf und seine Wange glühte, als er rief: „Nein, Mr. Robertson, bei der ruhigsten Ueberlegung werde ich nicht begreifen, daß eine Heirat zwischen mir und Ihrer Tochter zu den Unmöglichkeiten gehört! Ich glaube Ihnen, daß Sie das Vorurteil der Amerikaner gegen die Deutschen in sich aufgefaßt haben; aber die Liebe, die Ihre Tochter mit mir verbindet, ist sie nicht eines Opfers wert?! Ich bin jetzt im stande, Ihrem Kinde eine Heimat zu bieten, wie sie dieselbe glänzender und schöner nicht wünschen kann; und meine Liebe giebt ihr den Schutz gegenüber dem Leben, der doch einzig ein Weib beglücken kann; warum nicht ein Vorurteil zerreißen, das sich wie eine Kluft zwischen das Glück zweier Menschen legt? Fragen Sie Ihre Tochter selber! Lassen Sie das unverdorbene Herz Ihres Kindes zu Ihnen reden! Die Liebe zu der Tochter wird das Hindernis überwinden, welches Ihnen dem fremden Manne gegenüber unübersteigbar scheint!

„Der arme Bedienstete Ihrer Firma erlaubte sich nicht, zu Ihnen zu reden," begann er noch einmal, da keine Antwort folgte; „aber der reiche Fabrikbesitzer hält die Liebe, die ihn mit Ihrer Tochter verbindet, aufrecht; ihm vertrauen Sie getrost Ihr Kleinod; es könnte nicht besser geborgen sein!"

Mr. Robertson schwieg noch immer; noch immer zeigte seine metallharte Miene nicht die geringste Veränderung; Ellen aber hatte sich erhoben und ohne eine Aufforderung zu erwarten, griff sie in die Situation ein, wie es ihr und ihrem vor Liebe glühenden Herzen am vorteilhaftesten dünkte; ihre Rechte Herrn Schwaiger entgegenstreckend, kam es mit Beseligung über die Lippen: „Ich folge Ihnen, Richard, wohin es auch sei! Ruft die Pflicht Sie zurück in die deutsche Heimat, so werde ich Sie als Ihre Gattin begleiten! Meine Liebe gehört Ihnen! Sie haben über mich zu verfügen! Ich bin zu jedem Opfer bereit!"

Schon war sie im Begriff, sich an die Brust des jungen Mannes zu werfen, als, ihr zuvorkommend, Mr. Robertson auf seinen schwankenden Füßen stand. Der Ingrimm hatte ihm für Sekunden die für unmöglich gehaltene Kraft hinzugegeben.

„Zurück!" knirschte er, indem seine Hand auf den Arm seiner Tochter fiel. „Mir gehört das Recht, über Deine Hand zu verfügen! Berühre den Herrn nicht! Ich verbiete es Dir!"

Kurzen Ausrufen gleich waren diese Worte seinen Lippen entfahren; ein paar Sekunden nur hatte er sich auf den Füßen gehalten, dann sank er zurück auf den Sessel; aber die Hand, die Ellens Arm umklammert hielt, zog das junge Mädchen zu seinen Füßen herab.

„Ellen!" rief er mit vor Erregung bebenden Lippen, „gelte ich Dir gar nichts? Die Erziehung als stolze Amerikanerin, die ich Dir habe zu teil werden lassen, ist sie vergessen? Bist Du schwach genug, Dich einer Leidenschaft in die Arme zu werfen, die das ganze stolze Gebäude, welches ich mit Dir aufgerichtet habe, in Trümmer reißen wird?

„Blicke diesen Deutschen nicht an!" rief er beinahe wild, da Ellen wie hilfesuchend ihr Auge zu Herrn Schwaiger erhoben hatte. „Er ist es, der alle diese Truggebilde von falschem Glück in Dein Hirn gepflanzt hat! Sei standhaft, meine Tochter! An einer fehlgeschlagenen Hoffnung wird meine Ellen nicht untergehen und der Stolz, daß Du nicht aus Leidenschaft den stolzen Bau unseres Namens gebrochen hast, wird die letzte Freude Deines alten Vaters in diesem Leben sein!"

Keines Wortes mächtig, bog Ellen ihren Kopf auf die Kniee des Greises herab.

Der kranke Mann aber wendete sich nun wieder dem Deutschen zu. Eine fieberhafte Röte überflog seine eingesunkenen Wangen, als er mit derselben Herbheit im Ton, wie vordem, sagte: „Ein verblendeter Thor sind Sie, der Sie in der Uebereilung sich selbst und mein Kind ins Unglück stürzen wollen! Aber die ruhigere Ueberlegung des erfahrenen Mannes, wenn er auch am Rande des Grabes steht, kommt noch nicht zu spät! Ellen wird Ihre Gattin niemals! Was ich aufbieten kann, um jeden weiteren Gedanken an diese Illusion zu verhindern, wird in Kraft gesetzt werden! Das schwöre ich Ihnen, niemals geht meine Tochter über den Ocean!"

Er wehrte nur durch eine kurze Handbewegung, Schweigen begehrend, da er sah, daß der Deutsche sich zu einer Erwiderung ermannte.

„Meine Gründe sind ebenso fest, wie Ihnen das Testament Ihres Vaters für die Niederlegung Ihrer Stellung in meinem Hause maßgebend ist," betonte er fest. „Wir haben allerdings keine Familienbestimmungen, wie Sie mir von den Ihrigen erzählen, aber wir hängen an unseren Traditionen und blicken mit Stolz auf den sich unter demselben Namen forterbenden Besitz. Leider hat mir das Schicksal den Sohn versagt; ich habe nur diese Tochter; aus diesem Grunde habe ich mir das Mädchen zur Leiterin des Geschäfts erzogen, denn in ihr soll der Name Robertson fortbestehen und soll sich weiter erben auf einen Nachkommen, der Amerikaner ist und der die Firma Robertson fortbestehen lassen wird, so lange die Familie nicht aussterben wird. Das weiß auch meine Tochter; und der Gedanke, dieser Tradition zuwiderhandeln zu wollen, ist unrecht von ihr.

„Ich habe nichts gegen Ihre Person," fuhr er fort, da er bemerkte, daß ein mißliebiger Zug sich um Herrn Schwaigers Mundwinkel legte; „wäre mir ein Sohn geboren gewesen — oder anders: wären Sie Amerikaner — so hätte ich vielleicht Ihre Hand und die meiner Tochter jetzt ineinandergelegt. Aber so, wie die Verhältnisse liegen, ist es unmöglich. Ermannen Sie sich daher, junger Mann," klang es wieder mit metallharter Schärfe; „kehren Sie zurück in das Land Ihrer Väter mit der Ueberzeugung, daß meine Tochter Ihnen niemals dorthin folgen wird; und ich versichere Ihnen, daß sie in einigen Monaten von Ihnen vergessen sein wird!"

Der Greis sprach in einem Ton, der jede Erwiderung eine Unmöglichkeit scheinen ließ. Herr Schwaiger hatte den Blick zu Boden gerichtet; Ellen hielt den Kopf auf die Kniee des Vaters niedergebeugt.

„Was ich Ihnen heute sage, mag Ihnen herbe und lieblos erscheinen," fuhr der Kranke noch einmal fort; „in späteren Jahren aber werden Sie mir dankbar für meine Weigerung sein. Die Tochter unseres stolzen Amerika paßt nicht in eure deutsche Heimat; niemals, so lange ich zurückdenken mag, hat eine solche Verbindung glückliche Folgen gehabt!"

Ermattet bog der Greis das Haupt zurück in die Polster. Das Fieber seines Körpers, plötzlich mit aller Kraft hervortretend, bezeugte, daß er sich schon über die Gebühr hinaus angestrengt hatte. Ellen, dieses bemerkend, richtete sich geräuschlos auf.

Mr. Robertson hatte die Wimper geschlossen; Ellen dagegen richtete ihr Auge mit der ganzen Glut der in ihrem Herzen dominierenden Liebe zu Richard Schwaiger hinüber.

„Ich bitte Sie, uns jetzt zu verlassen," sagte sie, anscheinend durch die Worte ihres Vaters überzeugt, um dem Greise bei seinem Leiden Beruhigung zu geben.

Herr Schwaiger hatte ihre Absicht begriffen. Er grüßte kurz und förmlich und verließ das Gemach. (Schluß folgt.)

Der zerrissene Rockärmel des Herrn Kanzleirat

Humoristische Erzählung von Arthur Eugen Simson.

Kanzleirat Frühauf war, was die Amtsstunden betraf, an Pünktlichkeit wie ein Uhrwerk. Genau auf die Minute traf er stets auf seinem Bureau ein und ebenso pünktlich verließ er auch dasselbe, wenn zum Beschließen der Arbeit die Stunde schlug. Das geschah immer an einem Tage wie am andern. Bevor er ging, klappte er seine Akten zu, klopfte auf dem Tintenfaß die Feder sehr hörbar aus, setzte sich die Brille mit sehr respektablen, großen runden Gläsern zurecht, hing den alten Bureaurock neben sich an die Wand, fuhr in den andern Rock hinein und fort war er dann, ehe man sich's versah. Er hatte überhaupt etwas Hastiges in seinem Wesen. Nur wenn er am Pulte hinter seinen Akten stand, in „Sporteln" und „Prozessen" vertieft, bemerkte man hievon nichts. Man war das alles so gewohnt an ihm, daß jede Abweichung davon auffallen mußte. Schritt er einmal, wenn er

kam, langsamer als gewöhnlich durchs Bureau, so that er es nie anders, als daß er seine Dose aus der Rocktasche hervorholte und ein gehöriges Quantum von diesem vorzüglichen „Rawitscher" durch die Finger in das respektable Geruchsorgan gleiten ließ und daß er nach dieser Manipulation mit seinem gewöhnlichen Sprüchwort „Weg damit" die rechte Hand reinigte, dies that er so, indem er mit einer schnellen Schwenkung derselben dies vollführte. — Auch hatte dieses Auf- und Abgehen im Bureau etwas zu bedeuten, und dann fehlte ihm sicherlich etwas, oder kam es vor, daß er um eine Viertelstunde später eintraf im Bureau, als um die bestimmte Zeit, dann durfte man sicher sein, daß ihm irgend ein wichtiges Familienereignis begegnet war.

Seit dem Tode seiner Frau, die er vor kurzem verloren, war so was indessen nie mehr vorgekommen. Nichts hatte sich seitdem ereignet, was bei dem alten Kanzleirat irgend eine Abweichung von der Regel hätte hervorrufen können.

Um so mehr fiel es auf, als er eines Tages kam und nicht wie gewöhnlich rasch in seinen alten Bureaurock fuhr.

„Er muß etwas sehr Wichtiges vorhaben," sagte einer der anwesenden jüngeren Beamten zu seinem Nachbar.

„Nein, der Brief ist schuld, der auf seinem Platz liegt," erwiderte dieser und schien den Nagel auf den Kopf zu treffen, denn Frühauf hatte bei dem ersten Blick auf die Adresse jenes Briefes sogleich erkannt, daß er von seinem Sohne kam.

Frühauf junior war vor etwa vier oder fünf Tagen zu einem Verwandten auf Besuch gereist und Frühauf senior sah deshalb mit großem Erstaunen das Postzeichen „Bremen" an. Der Verwandte, den Alfred angeblich besuchen wollte, wohnte in der nächsten Provinzialstadt; wie kam sein Sohn jetzt nach Bremen? — Hastig öffnete der alte Kanzleirat das Schreiben. Als er es durchlas, zuckten krampfhaft seine Mundwinkel; ein bitteres Gefühl schien sich seiner bemächtigt zu haben.

Alfred war ein junger Mann anfangs der zwanziger Jahre. Er hatte bisher in einer Buchhandlung eine ansehnliche Stelle bekleidet und war über seine Vaterstadt nie weit hinausgekommen. Auch hatte er bis jetzt immer mit seinem Vater zusammengewohnt und zusammengelebt. Allein seitdem die Mutter gestorben war, fühlte er sich nicht mehr, wie früher, so wohl und heimisch zu Hause.

Frühauf hatte nämlich nach dem Tode derselben die ältliche Nichte eines guten Freundes, eine scheinheilige Person, aber einen Zank- und Geizteufel, als Haushälterin bei sich aufgenommen und diese wirtschaftete so unumschränkt und hatte gewußt, den alten Herrn so ganz für sich zu gewinnen, daß bei ihm nichts galt, als nur ihre Ratschläge und ihre Wünsche. Die Nachbarschaft munkelte längst schon davon, daß der Herr Kanzleirat Frühauf die Haushälterin heiraten werde und böse Zungen sagten lachend dabei: „Nun, wenn das geschieht, dann hat ihr Onkel, der Hofmusikus, dieser durchtriebene Schlaukopf, seinen Kuppelpelz redlich verdient."

Richtig war's; dieser gute Onkel ließ sich's nach Kräften angelegen sein, die Heirat zu stande zu bringen. Nur der Sohn stand im Wege und, was die Sache nur noch schlimmer machte, war, daß dieser in jüngster Zeit auf den Gedanken gekommen war, ein eigenes Geschäft anzufangen. — Er brauchte dazu Geld von seinem Vater, und da man bei der gewünschten Heirat weniger den Herrn Kanzleirat, als sein erspartes Vermögen ins Auge gefaßt hatte, so galt es, das war klar, mit aller Entschiedenheit zu hintertreiben, daß Frühauf in das Vorhaben seines Sohnes einwilligte. Und das war dem alten „Onkel" und der zärtlichen Jungfer Nichte denn auch gelungen.

Der Hofmusikus hatte ganz im Vertrauen seinem Freunde, dem alten Kanzleirat hinterbracht, daß man, wie er sagte, in der Stadt überall der Meinung sei, sein Sohn, der junge Frühauf, werde das Geschäft nur anfangen wollen, um dann sogleich seine heimliche Bekanntschaft, von der er seinem Vater noch gar nichts mitgeteilt, heiraten zu können. „Sie soll," sagte er, „eine junge, sehr lustige Mamsell sein; die wird sich schon freuen auf die seidenen Kleider —"

„Da wird nichts draus!" unterbrach ihn Frühauf, und der Musikus redete, was das Zeug hielt, und stellte sich, als meine er es selbst recht gut mit dem Jungen. „Für ihn selbst," sagte er, „ist es meines Erachtens besser, wenn das Geld hübsch zusammen-



Das Hans-Makart-Denkmal im Wiener Stadtpark. (Mit Text.)
Modelliert von Viktor Tilgner.



Santiago. Der Hafen. Punta Sal. **Der Hafen von Santiago de Cuba.** (Mit Text.) Castello Morro. Einfahrt in die Bucht.

gehalten wird. Die jungen Leute sind einmal so; sie trachten nur darnach, was die Alten mühsam erworben haben, so bald als möglich in die Finger zu kriegen und haben sie's, dann sind sie leider nur allzubald damit fertig."

Das wirkte und die Folge davon war, daß Frühauf, als er am folgenden Tage seinem Sohne das an ihn gestellte Gesuch rundweg abschlug, nicht unterließ, ihm dabei auch noch manches bittere Wort, besonders in Bezug auf seine heimliche Braut, von welcher er durch fremde Leute erfahren, zu sagen.

Der junge Mann hatte das indessen ruhig hingenommen. Er hatte dem Vater nur kurz erwiedert: „Ich werde Dich um nichts mehr bitten." Die vorher beabsichtigten Mitteilungen über den Gegenstand seiner bis jetzt verborgen gehaltenen Herzensneigung unterließ er nun auch.

Vor einigen Tagen war er nun, wie bereits erwähnt, angeblich zu einem Verwandten gereist und jetzt erhielt Frühauf einen Brief von ihm aus Bremen. Er benachrichtigte darin nur in wenigen Zeilen den Vater, daß er dort eine Stelle angenommen habe und vorerst nicht zurückkehren werde.

Frühauf hatte den Brief schnell durchlesen und mit Mühe konnte er der verschiedenen Empfindungen Herr werden, die ihn dabei erfaßten. Das Gefühl des Vaters kämpfte mit dem Unwillen über den Sohn, der ihn verlassen hatte, weil er nicht seinen Willen gethan und er ihm nicht, wie er sich sagte, das Geld gegeben hatte, um es zu verlaborieren. — Ob er an diesem Vormittage in seinen Akten einige Böcke gemacht hat, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben; soviel steht aber fest, daß, wenn er keine gemacht hat, er doch nicht weit davon entfernt gewesen ist. Er hielt indessen mit anscheinender Ruhe auch heute, wie immer, hinter seinem Pulte bis zur bestimmten Stunde aus. Als diese schlug, klopfte er, wie gewöhnlich, seine Feder aus, legte sie hin, hing seinen guten Rock, den er beim Kommen auszuziehen vergessen hatte, neben sich an die Wand, zog blitzschnell seinen alten, zerrissenen, schmutzigen und fleckigen Bureaurock an, erfaßte den hohen, ehrwürdigen Cylinderhut, setzte die Brille auf die Nase und versorgte vorerst aber noch sein Geruchsorgan mit einem gehörigen Quantum „Rawitscher" und mit dem Worte „Weg damit" war er, ehe einer von den anderen Beamten recht sah, in welcher Verfassung der Herr Konzleirat sich auf die Straße wagte, fort. —

Mit schnellen Schritten, in seiner gewohnten, kerzengeraden Haltung ging Frühauf dahin; sein Weg führte ihn durch eine der lebhaftesten Straßen der Stadt. Er bemerkte nicht, was um ihn her vorging, das aufregende Erlebnis mit seinem Sohn beschäftigte jetzt noch mehr als in dem Bureau sein Gemüt. Er wurde nicht gewahr, wie die Leute ihm nachsahen, die Köpfe schüttelten und hinter ihm her lachten. Erst als ein unternehmender Schusterlehrling, der ein Paar nagelneue Reiterstiefel über die Schulter hängend, vorübertrug, stehen blieb und ihm lachend nachrief: „Soll ich vielleicht einen Fleck auf das Loch am Aermel setzen?" wurde er aufmerksam und vor Schreck wäre er bald in die Erde gesunken, als er die Verwechslung seiner Röcke entdeckte. Auch lief er in seiner Aufregung beim Umwenden um eine Ecke der Straße so gewaltig an den Professor Knickebein an, daß diesem infolge des heftigen Zusammenpralls der Cylinder samt seiner Perrücke und Brille auf das Trottoir flog und dieser ihm nun wegen seiner groben Flegelei mit dem Staatsanwalt drohte. Und was nun noch das schlimmste war, der schäbige Bureauflaus wies in der That am Aermel eine große, zerrissene Stelle auf, die Frühauf früher noch nicht bemerkt hatte, durch das aber — wie er sich jetzt überzeugte — das weiße Hemd neugierig hervorguckte.

„Wie ein Narr seh' ich aus!" knirschte er in sich hinein und wie hilfesuchend blickte er umher. Dann bog er in die nächste Seitengasse ein und das erste, was ihm dort ins Auge fiel, war das Schild eines Schneiders Murmelkopf. Wie eine Rettung kam ihm das vor — ein Schneider, der konnte wenigstens das Loch flicken! Mit diesem Gedanken stürmte er in seiner hastigen Manier die Treppe hinauf. Der ehrenwerte Meister Murmelkopf bewohnte das oberste Stockwerk des Hauses und sah bei ihm nicht gerade aus, als ob er den Ton der Mode in den Kleidern der Tageslöwen angäbe. Aber das mußte man ihm lassen, sauber und adrett hielt er seine Wohnung und seine Werkstatt. — Frühauf kam atemlos herauf, und der Meister, welcher gerade einen Rock ausgebügelt hatte und ihn prüfend auseinander hielt, hörte lachend die Erzählung an, welche der Herr Kanzleirat in seiner hastigen Art von seinem Mißgeschick und dem zerrissenen Rockärmel hervorhaspelte.

„Da wollen wir gleich helfen," sagte er, „ziehen Sie den Rock nur aus!"

Frühauf that es und erst jetzt, als er mit kritischerem Blick das Kleidungsstück übersah, kam er zu dem Entschluß: „Nein, so kann ich doch nicht mehr über die Straße, wenn er auch zehnmal geflickt ist. Bitte, Herr Murmelkopf, lassen Sie mir eine Droschke holen."

„Das kann sogleich geschehen," entgegnete der geschäftige Schneider, indem er einen Stuhl herbei rückte. „Ich will sogleich den Lehrjungen fortschicken; er wird aber etwas weit darnach zu laufen haben und, wenn es Ihnen recht ist, will ich in der Zwischenzeit schnell Ihren Rock ein wenig ausbessern; geflickt muß er doch werden!"

„Ja, das ist mir freilich recht," meinte der Kanzleirat, während der andere die Thüre des angrenzenden Zimmers öffnete und hineinrief: „Martha, bring aus dem Kasten einmal meinen neuen Schlafrock herein!"

„Hier ist er!" antwortete bald darauf eine klangvolle Stimme, und Martha, des Schneiders Töchterlein, kam munter mit dem Schlafrock herbei. Ueberrascht blieb sie aber stehen, als sie den fremden Herrn sah, ihr frisches, blühendes Gesichtchen wurde über und über rot.

„Machen Sie sich's bequem," sprach der Schneider, und Martha war schnell zur Hand, um dem alten Herrn in den Schlafrock zu helfen. „Wenn Sie einstweilen in die Wohnstube eintreten wollen, so genieren Sie sich nicht. Martha, führe den Herrn hinein, ich bin gleich fertig." Er schwang sich auf seinen Sitz und das Mädchen that, wie ihm befohlen worden war.

Die Thüre zum Nebenzimmer stand auf, beide traten hinein und während Martha sich an einen kleinen Arbeitstisch zum Fenster hinsetzte, betrachtete Frühauf, um die Zeit auszufüllen, die wenigen Bilder, welche an den Wänden hingen; dabei kam er auch zum Spiegel hin, der über der Kommode hing, und unter diesem Spiegel hing in einem runden Rahmen eine Photographie, ein Porträt. Frühauf stand wie angenagelt davor. Wie kam das Bild hierher? Er warf einen fragenden Blick auf das Mädchen, welches in der Nähe saß, und als er so zu ihr hinübersah, legte Marie freundlich lächelnd ihre Hände in den Schoß und sagte:

„Sie kennen gewiß den Herrn dort, weil Sie das Bild so verwundert anschauen?"

„Ja, ich meine ihn zu kennen," entgegnete Frühauf. „Er kommt mir bekannt vor, nur weiß ich nicht recht, wohin ich mit ihm soll."

Da erhob sich das Mädchen und trat näher zu ihm heran. — „Wenn Sie zu wissen wünschen, wer es ist," sprach sie in zutraulichem Tone, „dann will ich es Ihnen sagen. Vielleicht aber erraten Sie es auch. Er hat in der Brückenstraße gewohnt — fällt er Ihnen jetzt ein?"

„Nein," entgegnete Frühauf und that, als sei er recht ernstlich beschäftigt, nachzusinnen.

„Sein Name fängt mit F. an — hilft Ihnen das auf die Spur?"

„Nein, versetzte Frühauf lakonisch, „ich besinne mich vergebens."

„Das wundert mich; er ist doch so gut getroffen," fuhr sie fort in ihrem Geplauder. „Er heißt Alfred Frühauf — Alfred; sein Vater ist Kanzleirat und ein wohlhabender Mann. Er soll ein ganz würdiger alter Herr sein — allein er ist so garstig gegen seinen Sohn."

„So?" sprach der alte Kanzleirat in sehr gedehntem Tone.

„Ja, das ist leider wahr!" Und dabei machte sie ein recht trübseliges Gesicht. „Er selbst ist zwar ein guter Mann, allein es haben sich fremde Leute an ihn herangedrängt und sich zwischen ihn und seinen Sohn gestellt; die haben ihn ganz für sich gewonnen und ihm den Kopf verdreht —"

„So?" fragte Frühauf abermals sehr verwundert.

„Ja, ja," fuhr das Mädchen fort, „namentlich wenn Frauenzimmer im Spiele sind. Der Vater hat das oft gesagt. Mein Alfred ist so gut; auch er sagt immer, nur die fremden Leute seien schuld, daß sein Glück zerstört werden solle. Er hat seinen Vater so gern."

„Wirklich?" sagte Frühauf mit gespannter Aufmerksamkeit.

„Ja freilich!" lautete die sehr entschiedene Antwort des Mädchens, welches inzwischen sich wieder zur Arbeit hingesetzt hatte. „Ich weiß das ganz genau. Er hat ihn unendlich gern; es ist ihm nicht um das Geld seines Vaters zu thun. — Ach, er ist so gut! Wissen Sie, was er mir bei seinem Abschiede versprochen hat?"

„Nun, ich denke, bald wieder zu kommen," sprach Frühauf.

„Nein, das nicht," erwiderte Martha, „nein, er hat mir versprochen, daß er mir im nächsten Monat, wenn der Geburtstag seines Vaters ist, einen Brief schickt, worin er ihm gratuliert, und diesen Brief darf ich dem alten Herrn überbringen; und er wird hineinschreiben: diejenige, welche Dir diese Zeilen übergiebt und die Dir gleichfalls recht von Herzen gratuliert, das ist meine Braut!"

„Das will er?" sprach erstaunt der alte Kanzleirat.

„Ja, das wird er thun," sagte das Mädchen ernsthaft und erhob sich abermals. „Und ich werde einen recht schönen Strauß mitnehmen. Wenn der alte Herr dann den Brief gelesen hat, und wenn er mich darauf groß ansieht — so ungefähr, wie Sie es jetzt gerade thun, dann werde ich ihm die Blumen überreichen und werde zu ihm sagen — doch nein, ich werde, glaub' ich, gar nichts sagen können."

„Er aber wird etwas sagen," bemerkte Frühauf. „Er ist ein harter Mann, soviel ich weiß. Er wird sagen: Der Junge soll mich ungeschoren lassen. Er soll herumziehen in der Welt, wo und wie er will, und soll thun, was er nicht lassen kann — mich kümmert's nicht!"

„Wenn er so spricht," entgegnete das Mädchen, und eine hohe Röte übergoß dabei ihr sehr ernsthaftes Gesicht, „dann werde ich sagen: Sie haben aufgehört, ein Vater zu sein. Sie sind nicht wert, jemals einen Sohn gehabt zu haben, der so brav ist, wie mein Alfred. Unser Glück werden Sie darum nicht stören, das weiß ich. Suchen Sie ebenso glücklich zu werden mit anderen Leuten. Ich empfehle mich Ihnen!" fügte sie dann, den Drücker der Thüre erfassend, hinzu. „Ich gehe — adieu, Herr Kanzleirat!"

Mit diesen Worten öffnete sie die Thüre.

„Halt, bleiben Sie doch, mein Kind! — Wo wollen Sie denn hin?" rief der Alte hastig und hielt sie zurück.

„Ha, ha, ha!" lachte das Mädchen laut auf. „Gerade so wird es, glaube ich, auch der alte Herr Frühauf machen."

„Ja, das wird er," sprach dieser und ergriff ihre Hand. „Er wird sagen: Bleibe, mein Kind! es war so ernst nicht gemeint mit meiner Einrede, bleibe und sei meine Tochter!" Dabei erfaßte er das Mädchen, preßte einen Kuß auf ihre Stirne, und seine Augen, aus denen freudige Rührung sprach, waren naß geworden.

„Was ist Ihnen — was machen Sie denn?" sprach Martha überrascht und schob sanft seinen Arm zurück.

„Ich hatte mich," erwiderte er lächelnd, „jetzt gerade so ganz in die Lage des alten Frühauf versetzt."

In diesem Augenblicke trat der alte Murmelkopf mit dem geflickten Rocke ein. Der zerrissene Aermel war kunstgerecht repariert.

Auch der Lehrjunge erschien jetzt und meldete, daß die Droschke vor dem Hause warte. Frühauf sicherte dem Meister, der für die kleine Arbeit nichts annehmen wollte, seine fernere Kundschaft zu und fuhr, nachdem er noch dem Mädchen ganz herzhaft die Hand gedrückt hatte, nun sogleich nach Hause.

An demselben Tage noch beantwortete er den Brief seines Sohnes. Er ersuchte ihn in freundlichsten Worten, sogleich zurückzukehren; er habe sich, so schrieb er, die Sache überlegt und sei jetzt ganz einverstanden mit seinem früheren Vorhaben, ein eigenes Geschäft anzufangen; die Mittel stelle er zur Verfügung.

Daß Frühauf junior sich das nicht zweimal sagen ließ, daß er vielmehr unverzüglich von Bremen zurückkehrte, versteht sich wohl von selbst. Als nach etlichen Wochen der Geburtstag des Vaters gefeiert wurde, da ward zugleich damit auch die Verlobungsfeier des Sohnes verbunden. Martha war die glückliche Braut, und der alte Kanzleirat ließ es sich nicht nehmen, ihr heute abermals, und zwar einen recht tüchtigen Kuß auf die Stirne zu drücken.

Die Jungfer Haushälterin erhielt ihren Abschied und auch der Onkel, der alte Hofmusikus, zog sich, da kein Kuppelpelz mehr zu verdienen war, zurück.

Martha aber gestand im Vertrauen ihrem Alfred, daß sie seinen Vater, als der Zufall ihn in die Werkstätte des Schneidermeisters geführt, sehr wohl erkannt und daß sie alle List angewendet habe, sein Herz zu rühren und seine Zuneigung zu gewinnen.

Was den alten Frühauf betrifft, so hat er nie bereut, daß er seine Einwilligung gegeben hat. Wohl aber sprach er in späteren Tagen noch oftmals davon, wie schlimm es sei, wenn in eine Familie, wie es so oft vorkommt, sich fremde Leute hineindrängen und Unfrieden säen zwischen Eltern und Kindern; für seine Person aber glaube er an die Schicksalsfügung, denn ein Pärchen, das einmal für einander bestimmt sei, finde sich, auch wenn alles dagegen sei, das sehe man ja aus dem „Zerrissenen Rockärmel".

Blitz und Bäume.

Es ist bekannt, daß gerade Bäume am meisten der Blitzgefahr ausgesetzt sind. Jedoch ist die Empfänglichkeit dafür bei den einzelnen Baumgattungen verschieden. Ueber die sehr ungleiche Leitungsfähigkeit der einzelnen Stammhölzer hat nun Jonesco Dimitrie eine Reihe sehr interessanter Versuche angestellt. Er wendet zu seinen Experimenten eine Holz'sche Influenzmaschine an, deren Funken er durch Splintholz verschiedener Gattung durchschlagen ließ. Dabei wurde Eichenholz bei drei Umdrehungen vom Funken durchschlagen, Schwarzpappel und Weide erforderten schon fünf Umdrehungen und Buchenholz gar fünfzehn bis zwanzig derselben. Dabei war es eigentümlich, daß Splint- und Kernholz sich ganz gleich verhielten und der größere oder geringere Wassergehalt der Holzstücke sich als ganz nebensächlich erwies. Nicht dieser, sondern der höhere oder geringere Fettgehalt der Bäume bedingte die größere oder geringere Empfänglichkeit für elektrische Entladungen. In dieser Beziehung kann man die Bäume in zwei Klassen einteilen, in stärkereiche Bäume, wie Eiche, Pappel, Weide, Ahorn, Ulme und Esche, und fettreiche, zu denen wir die Linde, den Walnußbaum, die Birke und Buche rechnen müssen. Erstere Klasse ist der Blitzgefahr am meisten ausgesetzt und daher stammt auch die altbekannte Regel, zur Abwendung der Blitzgefahr in der Nähe von Gebäuden auf dem Lande Pappeln zu pflanzen, da diese bei einem ausbrechenden Gewitter den Blitz auf sich ziehen und so als Blitzableiter dienen. Eigentümlich verhält sich dem Blitze gegenüber die Kiefer, die wir im Sommer zu den stärkereichen, im Winter zu den ölreichen Bäumen rechnen müssen und die daher auch im Sommer der Blitzgefahr mehr ausgesetzt ist, als im Frühjahr oder Herbst. Bei den Versuchen Dimitries erforderte das Durchschlagen von Winterkiefernholz mehr Umdrehungen, als zum Durchschlagen von Buchenholz notwendig waren. Außer diesen Versuchen, die am lebenden Holze gemacht wurden, stellte Dimitrie auch solche an totem Holze an und gelangte hier zu dem Resultate, daß dasselbe leichter durchschlagen wird als lebendes, womit ja auch die bekannte Thatsache übereinstimmen würde, daß abgestorbene Bäume vom Blitz eher getroffen werden, als gesunde. Rinde und Blätter aller Baumgattungen erwiesen sich als schlechte Leiter.

Außer diesen Versuchen Dimitries besitzen wir auch noch eine Statistik von der Lippeschen Forststation. Der für die Aufnahme dieser Statistik ausgewählte Waldbestand setzte sich aus 11 Procent Eichen, 70 Procent Buchen, 13 Procent Fichten und 6 Procent Kiefern zusammen. Vom Blitze getroffen wurden in oben angegebener Zeit 159 Eichen, 21 Buchen, 20 Fichten, 59 Kiefern und 21 andere Bäume. Es stellte sich also die Blitzgefahr für die Fichte 5 Mal, für die Kiefer 33 Mal und für die Eiche gar 48 Mal so groß heraus, als für die Buche. Dabei fuhr der Blitz 197 Mal in die Stämme und 78 Mal suchte er die Spitze der Bäume auf.

(Die Natur.)



Das Makart-Denkmal im Wiener Stadtpark. Am 3. Oktober v. J. waren dreizehn Jahre verstrichen, seit der große „Farbenzauberer" Hans Makart in blühender Manneskraft vom Tode ereilt wurde. Ebenso viele Jahre gingen ins Land, bis das ihm von seinen Verehrern, Freunden und Kunstgenossen gewidmete Denkmal zur Enthüllung gelangte. Wie bei allen öffentlichen Wiener Denkmalen, bereitete auch diesmal die Platzfrage große Schwierigkeiten. Schließlich entschied man sich für die Aufstellung im Stadtpark, wo es, dem Gewühl des großstädtischen Verkehrs entrückt und doch nur ein paar Schritte von ihm getrennt, mitten im Grün unweit des Schubert-Monuments eine zur ruhigen Betrachtung einladende lauschige Stätte gefunden hat. Es ist eins der letzten Werke seines Freundes Viktor Tilgner, der darauf bestand, Makart nicht in der banalen und unmonumentalen modernen Gewandung, sondern in dem malerischen Renaissancekostüm auf den Sockel zu stellen, das er am glänzendsten Tag seines Lebens, als künstlerischer Schöpfer und Führer des Festzuges anläßlich der Feier der Silberhochzeit des Kaiserpaares (24. April 1879) getragen hat. An diesem Ruhmestag der Wiener Künstlerschaft verkörperte Makart in seiner Erscheinung und in seiner führenden Stellung einen Malerfürsten im Stile Tizians und Rubens', und Tilgner hat wohl daran gethan, den genialen und idealen Zug von Makarts Kunstschaffen durch die Wahl eines malerisch und künstlerisch wirksamen Kostüms zu charakterisieren, das im Hinblick auf den Festzug auch historisch und thatsächlich gerechtfertigt ist. So steht denn Makart als künstlerischer Grandseigneur — ein solcher war er ja in der That — vor dem Beschauer. Er trägt in seiner prunkenden Gewandung, die den Farbenglanz seiner Palette widerspiegelt, die ungezwungene, elegante Haltung zur Schau, die ihm eigen war. Wie ein Makartsches Gemälde erstrahlt das Denkmal in heiterem Glanz und fröhlicher Pracht. Der große Farbenzauberer ist in einem von Freundeshand geschaffenen Denkmal verewigt, das seiner würdig ist.

Der Hafen von Santiago de Cuba. Die an der Südostküste der Insel Cuba gelegene Bucht von Santiago de Cuba, auf die in jüngster Zeit mehrfach die Aufmerksamkeit gelenkt worden ist, bildet ein natürliches Hafenbecken von ziemlicher Ausdehnung. Von den Verhältnissen desselben giebt unsere aus der Vogelschau aufgenommene Abbildung eine ziemlich deutliche Anschauung. Berge schützen von allen Seiten das langgestreckte, vielfach gewundene Wasserbecken, dessen Einfahrt eng und schwierig ist. Das Wasser hat eine auch für die größten Schiffe genügende Tiefe. Eine Anzahl von Leuchttürmen ermöglicht die Fahrt durch die Bai auch während der Nacht. Der Eingang wird durch verschiedene Befestigungen geschützt, von denen das Castello Morro die älteste ist. Die weiter nach innen liegenden Forts und Strandbatterien, wie die zwischen Morro und Santa Catalina, sowie westlich bei La Socapa sollen nach den neuesten Methoden befestigt und mit modernen Geschützen armiert sein. Die Stadt Santiago, vor der sich die eigentlichen Hafenanlagen ausdehnen, war bis zum Jahre 1607 die Hauptstadt der ganzen Insel und wird auch heute im Lande häufig nur einfach Cuba genannt. Sie ist jetzt die Hauptstadt des östlichen Departements und der Hauptausfuhrhafen für Rohrzucker, Rum, sowie Farb- und Edelhölzer, Produkte, die meist nach den Vereinigten Staaten Absatz finden. Die Bevölkerung, gegen 63,000 Köpfe, besteht größtenteils aus Negern oder Mischlingen. Die Stadt liegt an der Mündung des Rio Yarayo in prachtvoller Umgebung. Sie ist Sitz eines Gouverneurs und eines Erzbischofs, auch befindet sich in ihr ein deutsches Konsulat. Die Häuser sind wegen der häufigen Erdbeben einstöckig, mit flachen Dächern versehen und grell gestrichen, zu großem Teil nur aus Holz hergestellt. Santiago ist durch Eisenbahnen mit den übrigen Teilen der Insel und durch ein Kabel mit Jamaica verbunden. Von den vielen in die Bai vorspringenden Anhöhen ist besonders die der Eisenbahnstation Tulian Deckung gewährende Punta de Sal bemerkenswert.

Etwas von der Gespinstmotte. Von verschiedenen Tagesblättern, Fachblättern und pomologischen Vereinen ist schon auf das verheerende Auftreten der Gespinstmotte hingewiesen und eine gemeinsame, zweckmäßige Bekämpfung

dieses Schädlings erstrebt worden. Einige Regierungen sind von Obstbauvereinen um Anordnung polizeilicher Maßnahmen zur Durchführung einer zweckmäßigen Bekämpfung angegangen worden. Unter dem genannten Schädling sind die Räupchen der Kleinschmetterlingsgattung Hyponomeuta, namentlich die Arten malinella und variabilis zu verstehen. Beide Arten sind einander sehr ähnlich, besonders sind die Falterchen fast gar nicht zu unterscheiden. Die erste Art, die Apfelgespinstmotte, befällt hauptsächlich Apfelbäume und Schlehen, während die Art variabilis, die Pflaumengespinstmotte, an vielen Bäumen und Sträuchern gefunden wird, namentlich an Weißdorn und Pflaumen. Der Name variabilis deutet auf die Veränderlichkeit in der Raupenfärbung hin: fleischrot, grau bis schwarz. Wo die Gespinstmotte auftritt, zeigen sich an den Bäumen und Sträuchern die einzelnen kleinen Zweige wie mit einem seidigen Flor überzogen. Innerhalb desselben leben die Räupchen gesellig. Während die erst genannte Art mehr an dem Fleisch des Blattes zehrt, die Nerven aber verschont, frißt die andere Löcher in die Blätter oder die Blätter ganz. — Bei Berührung bewegen sich die Räupchen lebhaft hin und her. Da die Entwicklung nur einige Wochen dauert, so gewahrt man bald in den Gespinsten die Püppchen in lockeren Geweben senkrecht, wie die Orgelpfeifen, neben einander. Nach kurzer Zeit erscheinen dann die milchweißen, seidenglänzenden, schwarz punktierten Motten. Nach der Paarung werden die zahlreichen Eier an die benachbarten Bäume und Sträucher abgesetzt. Die auskommenden Räupchen überwintern unter Rinde, in Rindenritzen, Astgabeln u. dergl. und sind wegen ihrer Kleinheit schwer zu finden. Wenn man die von der Gespinstmotte befallenen, zerfressenen, manchmal buchstäblich entblätterten Bäume sieht, so ist kein Zweifel mehr, daß der Obstertrag durch diesen Schädling sehr beeinträchtigt werden kann, namentlich wenn seiner Vermehrung kein Einhalt gethan wird. Auffallend ist, daß besonders Weißdornzäune von der Gespinstmotte befallen werden, und es ist schon wiederholt die Beobachtung gemacht, daß dann in dem nächsten Jahr sich die Plage auf die benachbarten Obstbäume verbreitet hat. In Hinsicht hierauf ist die Anlage von Weißdornzäunen immer bedenklich. — Zur Bekämpfung des Schädlings werden verschiedene Mittel angegeben, z. B. Bespritzung mit scharfen Flüssigkeiten, wie Kalkmilch, Lösungen von Kupfer-Vitriol u. dergl. Diese Mittel sind aber meist kostspielig, umständlich und auch zum Teil zwecklos, da es nicht möglich ist, alle Räupchen zu besprengen, die Gespinste bieten denselben hinreichend Schutz. Einfacher und besser wird wiederholtes Abschneiden und Vernichten der Gespinste vor dem Ausschlüpfen der Falter sein. Ferner ist das Abklopfen der befallenen Zweige und Auffangen der Raupen in einem untergehaltenen Schirm und das Bestreichen der Baumstämme mit Kalkmilch im Winter zur Vertilgung der überwinternden Brut sehr zu empfehlen. G. Müller.



Gespinstmotte. (Mit Text.)



Keine Verlegenheit. Wirt (zu seinem Gehilfen): „Ist noch Johannisberger Auslese da?" — Gehilfe: „Nein, es ist kein Wein mehr da, aber Etiquettes sind noch vorhanden!"

Abgeblitzt. Alter Hofmeister: „Wahrlich, ich hätte nie geglaubt, daß Sie, mein ehemaliger Schüler, noch ein so angesehener Mann werden könnten!" — Der ehemalige Schüler: „Da haben Sie ihren Einfluß doch überschätzt, Herr Doktor."

Undankbarkeit. X.: „Sie erinnern sich doch noch vielleicht, daß ich Ihnen einmal zehn Mark lieh. Dafür könnten Sie mir jetzt einen kleinen Gegendienst leisten." — Y.: „Wie! Ich habe Ihnen doch damals die zehn Mark wiedergegeben, einen größeren Gegendienst können Sie doch nicht beanspruchen."

Hungersnot in Krain. Die Erinnerung an die Hungersnot in Krain im Jahre 1529, wo man das Getreide maßweiße kaufte, und ein ganzes Grundstück für einen Laib Brot hingegeben wurde, pflanzte sich von Geschlecht zu Geschlecht fort. In dieser bedrängten Zeit-Epoche waren am Osterfeste Rübenschalen die einzige Nahrung der Krainer, welche Speise sie „Halleluja" nannten. — Noch jetzt essen die Enkel an den Osterfagen Rübenschalen unter frommen Rückerinnerungen an jene betrübte Vergangenheit. St.

Die besteuerten Bärte. Giolitte schien ein unfehlbares Mittel gefunden zu haben, die italienischen Finanzen aufzubessern: Die Bartsteuer. Aber dieses Mittel würde durchaus keine Neuheit sein. Schon Peter der Große führte die Bartsteuer ein, da er wußte, wie stolz seine Russen auf ihren Kinnschmuck waren. Die Höhe der Steuer richtete sich nicht nach der Länge der Bärte, sondern nach der erzielten Stellung derjenigen, die einen Bart trugen. Beamte und Kaufleute zahlten hundert Rubel jährlich, gewöhnliche Bürger und Bojaren sechzig Rubel, die Bewohner von Moskau dreißig Rubel und die Bauern zwanzig Kopeken, so oft sie in die Stadt kamen. Wie es jetzt bei der Hundesteuer üblich ist, so erhielt damals jeder Mann bei der Bezahlung seiner Bartsteuer eine kleine Marke, die er stets bei sich tragen mußte, da die Zollwächter unerbittlich waren und jeden, der seine Berechtigung, einen Bart zu tragen, nicht nachweisen konnte, sofort unter ihre Schere nahmen, mit welcher sie immer versehen waren. Diese Scheere schnitt ohne Erbarmen des Mannes die Zierde radikal weg. Katharina I. bestätigte diesen Ukas. Im Jahre 1728 gab Peter II. den Bauern den Bart frei, während alle anderen ihre Steuern weiter zahlen mußten. Wer nicht zahlen wollte, wurde manchmal sogar zu Zwangsarbeit verurteilt. Die Kaiserin Anna machte den Bartträgern das Leben noch saurer. Sie mußten nicht nur die Bartsteuer zahlen, sondern auch noch von allen anderen staatlichen Auflagen doppelt so viel aufbringen, als ebenso vermögende Leute, die keinen Bart trugen. Diese drückende Last brachte die Bartbesitzer zur Verzweiflung, viele zogen es vor, auszuwandern. Katharina II. schaffte endlich die Steuer ab, nachdem sie 60 Jahre lang mit äußerster Strenge durchgeführt worden war. Die russische Regierung bewahrt noch heute den Stempel auf, mit welchem die Bartmarken gestempelt wurden.

Gemeinnütziges

Hartgetrocknete Stiefel wieder weich zu machen, lege man dieselben für einige Stunden in Wasser, trockne sie nach dem Herausnehmen oberflächlich ab und reibe sie mit gelinde erwärmtem Thran oder dergleichen tüchtig ein. Bei dieser Behandlung wird das härteste Leder sammetweich.

Spinat säen. Es ist zu beachten, daß Spinat nicht zu spät gesät werde, indem spät gesäeter im Winter leichter erfriert als rechtzeitig gesäeter. Die passendste Zeit zum Säen ist von Mitte August bis Mitte September. In rauheren Gegenden säe man im August, in milderen im September.

Will man grüne Bohnen trocknen, so wähle man nur junge zarte Hülsen — ältere werden holzig — dämpfe sie fast weich und trockne dieselben möglichst rasch und so, daß sie nicht verbrennen. Es ist gleich, ob man die Hülsen ganz oder zerschnitten verwendet. An luftiger Stelle aufbewahrt, geben sie ein vorzügliches Wintergemüse.

Erdbeerenpflanzung. Ende August ist die beste Zeit, Erdbeerpflanzungen zu machen. Man wählt dazu ein Beet in sonniger Lage. Dasselbe wird tief umgegraben und mit kräftigem, verrottetem Dünger, sowie mit mineralnährstoffreicher Erdmischung versehen. Zu Pflänzlingen wählt man von älteren kräftigen und reichtragenden Sträuchern diejenigen Ausläufer, welche zunächst der Mutterpflanze stehen. Man setzt sie in Querreihen; zwischen den einzelnen Reihen bleibt ein Abstand von 50 Centimetern, wodurch man Raum zur Lockerung des Erdbodens und zur Düngung erhält; die Pflanzen haben in den Reihen einen Abstand von 15 Centimeter. Man begieße früh und abends; vor Sonnenbrand schütze man die Pflanzen. Zu Beginn des Winters bedecke man den Boden mit verrottetem Dünger oder Gerberlohe. Im Frühjahr wird das Beet gehörig gelockert und gereinigt.

Logogriph.

Ich bin des Friedens schützende Macht,
Und doch rief nur Streit mich ins Leben.
Mit gleichem Rechte und gleichem Maß,
Soll jedem das Seine ich geben.

Ein Zeichen davor, dann siehst du mich,
Vollständig durchlöchert, gespalten;
Muß alles nehmen, was man mir giebt,
Doch nur, damit's andre erhalten.

German Rotenfels.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

des geographischen Ergänzungsrätsels: **S**plügen, **C**omo, **H**öxter, **W**arnow, **E**lbe, **D**anzig, **E**lche, **N**jemen; — des Bilderrätsels: Ans Ende denke bei allem, was du thust.

Schachlösungen:

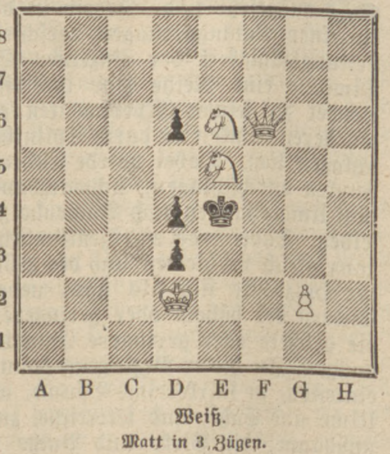
Nr. 182. S c 4—e 3 : S h 2—f 1 : D d 1—b 3 K a 6—b 7 : c 5—c 6 etc.

Nr. 183. D h 3—c 8 : T e 8—c 8 : T a 6 b 6 etc.

Problem Nr. 184.

Von C. Planck.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 3 Zügen.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.